

BETÖRENDE BERGWELT

Von Jörg Kersten (Text und Bilder)

Der «hohe Norden» Vietnams, Grenzgebiet zu China und Laos, lockt mit spektakulärer Naturlandschaft: Kalksteinhügelformationen mit sattgrünen Schluchten, tosende Wasserfälle, malerische Seen und pittoreske Bergwelt betören die Sinne der wenigen Besucher. Dschungelfestungen erinnern an dramatische Zeiten der französischen Kolonialgeschichte des letzten Jahrhunderts.

Jörg Kersten ging mit einem «Russenjeep» auf Erkundungsreise durch diese vom Tourismus noch kaum berührten Regionen, erlebte die Landidylle der Bergvölker mit ihrer traditionellen Lebensweise, besuchte farbenfrohe Märkte, palaverte mit den Einheimischen und schmauchte mit ihnen die Bambuspfeife.

Die pittoresken Wasserfälle von Ban Gioc an der vietnamesisch-chinesischen Grenze wurden bisher erst von wenigen Touristen besucht. Wasserbüffel, die «Kühe» Südostasiens, sind auf dem Land überall anzutreffen. Rechts: Red Hmong-Frauen auf dem Weg zum Markt.

IN VIETNAM'S NORDEN



Le Van Dong ist der Fahrer meines «Russenjeeps». Vier Jahre lang hat der sympathische Vietnameser Tanklastzüge durch die libysche Wüste bewegt, um dort das Geld zum Kauf des alten Militärfahrzeugs zusammen zu sparen. Vier Jahre Entschlossenheit für ein grünes Ungetüm, das heute seiner Familie ein Einkommen sichert, und das ich sofort mag, als ich es das erste Mal in Augenschein nehme. Das aus schwerem Blech gehämmerte Geländefahrzeug bietet erstaunlich viel Platz und überzeugt schon allein durch seine übersichtliche und robuste Technik. Unter der Motorhaube geht es weniger um den Luxus als um den Zweck – Dong muss das Gefährt auf der knapp dreitausend Kilometer langen Strecke selbst reparieren können, da Werkstätten in den Bergen Nordvietnams kaum zu finden sind.

Obwohl das militärisch sensitive Gebirgsland an der chinesischen und laotischen Grenze schon 1993 für Ausländer geöffnet wurde, ist das Gebiet touristisch weitgehend Terra incognita geblieben. Die Tourismusmanager verweisen gern auf mangelhafte Unterkünfte und Unwägbarkeiten des Weges, wenn es um die Entwicklung des Nordens geht, aber eigentlich trauen sie der politischen Schönwetterlage zwischen Beijing und Hanoi nur wenig. Ab und an wird das scheinbar entspannte Verhältnis denn auch durch kleinere Reibereien entlang der Grenze angekratzt.

Wasserfälle, Bambushaine und Kalksteinhügel

Ein von Eifersüchteleien besonders belasteter Ort sind die Wasserfälle von Ban Gioc, mit dem 4x4 eine Tagesexkursion von Cao Bang entfernt. «Vietnam boxing China» wird auf unserer Fahrt zum geflügelten Wort. Mein Fahrer erzählt nicht ohne Nationalstolz und mit Hilfe von Karten immer wieder, wie und wo das kleine Vietnam die 1979 von Deng Xiaoping geschickten 100 000 Soldaten in die Flucht schlug. «Damals», so Dong, «wollte uns China für den Einmarsch in Kambodscha eine Lektion erteilen. Wie Kinder wollten sie uns bestrafen.» Dass China bei dieser Strafaktion mit 20 000 Toten auf der Strecke blieb, empfindet Dong nur als allzu gerecht: «Schliesslich waren wir Vietnamesen es, die das kambodschanische Volk von den Mörderbanden Pol Pots befreiten.»

Dong wirkt nervös auf der sechzig Kilometer langen Fahrt in das Grenzgebiet. Ich dagegen lasse mich von einer traumhaften Landschaft aus Kalksteinhügeln, die wie Hüte aus der saftiggrünen Landschaft ragen, betören. Wasserläufe, gesäumt von Bambushainen, bringen mich regelrecht ins Schwärmen. In den Dörfern und auf Märkten werde ich von den Frauen und Kindern der Nung, die indigofarbene Trachten tragen, vorsichtig bestaunt – zu gegensätzlich sind die Welten, die da aufeinander treffen. Kontaktfreudig sind die Männer, die an Markttagen schon gegen Mittag ein gutes Quantum lokalen Reisschnaps intus haben. Zum wiederholten Male werde ich in die mit Stroh bedeckten ebenerdigen Lehmhäuser geladen, wo man mich direkt am Ahnenaltar bewirbt, für die Nung der Platz für Ehrengäste.

Die Angehörigen dieses Bergvolkes verehren ihre Verstorbenen sowie Buddha und Ho Chi Minh gleichermaßen. Wie das Abbild eines Gottes ist das Foto des Staatsgründers auf der wurmstichigen Anrichte aufgestellt, eingerahmt von Räucherstäbchen und Opfergeschälchen. Die besondere Verehrung Ho Chi Minhs bei den Nung ist darauf zurückzuführen, dass der als Befreier empfangene «Onkel Ho» 1941 hier in dieser Gegend erstmals nach 30-jährigem Exil wieder vietnamesischen Boden betrat.

Zu Gast bei den Nung

Die angeheiterte Gemeinde beobachtet mich genau, und so wird es für mich zur Ehrensache, Tabak aus dicken Bambusrohren zu schmauchen, Kräuterschnaps, Tee und Betelnüsse zu probieren. Nach allerhand Palaver über das Woher und Wohin will man mich dann gar nicht mehr ziehen lassen, denn einen Duc, einen Deutschen, als Gast zu haben, ist in den Dörfern der Nung kein alltägliches Ereignis.

Auf dem Schweinemarkt in Muong Khong: Die Kleidung der Red Hmong-Frauen beeindruckt vor allem durch farbenprächtige Stickereien.





Kurz vor dem Grenzgebiet begleitet uns ein bewaffneter Soldat der vietnamesischen Grenztruppen. Wird es Ärger geben? Eine Befürchtung, die sich schnell verflüchtigt, als ich nach einer Schlitterpartie auf matschigen Wegen plötzlich unten im Tal das blaugrüne Wasser des Quy-Xuan-Flusses ausmachen kann. Durch satte Reisfelder schlängelt er sich bis zu jener Stelle, wo er seine Fluten 300 Meter breit und dreissig Meter tief über die Felsen giesst – unsagbar schön, ungeheuer gewaltig. Es wundert nicht, dass Chinesen und Vietnamesen seit Jahren um dieses Fleckchen Erde streiten, denn das, was sich uns da im Sonnenschein präsentiert, ist ein Juwel an Naturschönheit.

Ich genieße das erfrischende Bad in den klaren Pools unterhalb der donnernden und rauchenden Kaskaden – nicht immer sicher, ob ich mich nun auf vietnamesischem oder chinesischem Boden befinde. Sicher scheint nur, dass die Grenzsoldaten jenen Europäer argwöhnisch beobachten, der da so unverhofft in das Blickfeld ihrer Feldstecher gerät. Ich indes lasse mich nicht stören, denn so viel Paradies muss einfach allen Menschen gehören. Dong wirkt aber sichtlich erleichtert, als wir diesen phantastischen Ort verlassen. «China boxing Vietnam – man weiss nie, denen da drüben ist nicht zu trauen.»

Auf abenteuerlichen Wegen

Das Wetter schlägt um. Nach Blitzen und beängstigenden Donnerschlägen öffnen sich die Schleusen des Himmels. Mein Fahrer ist besorgt – im Gebirge Vietnams kann unverhoffter Regen Pläne schnell zunichte machen.

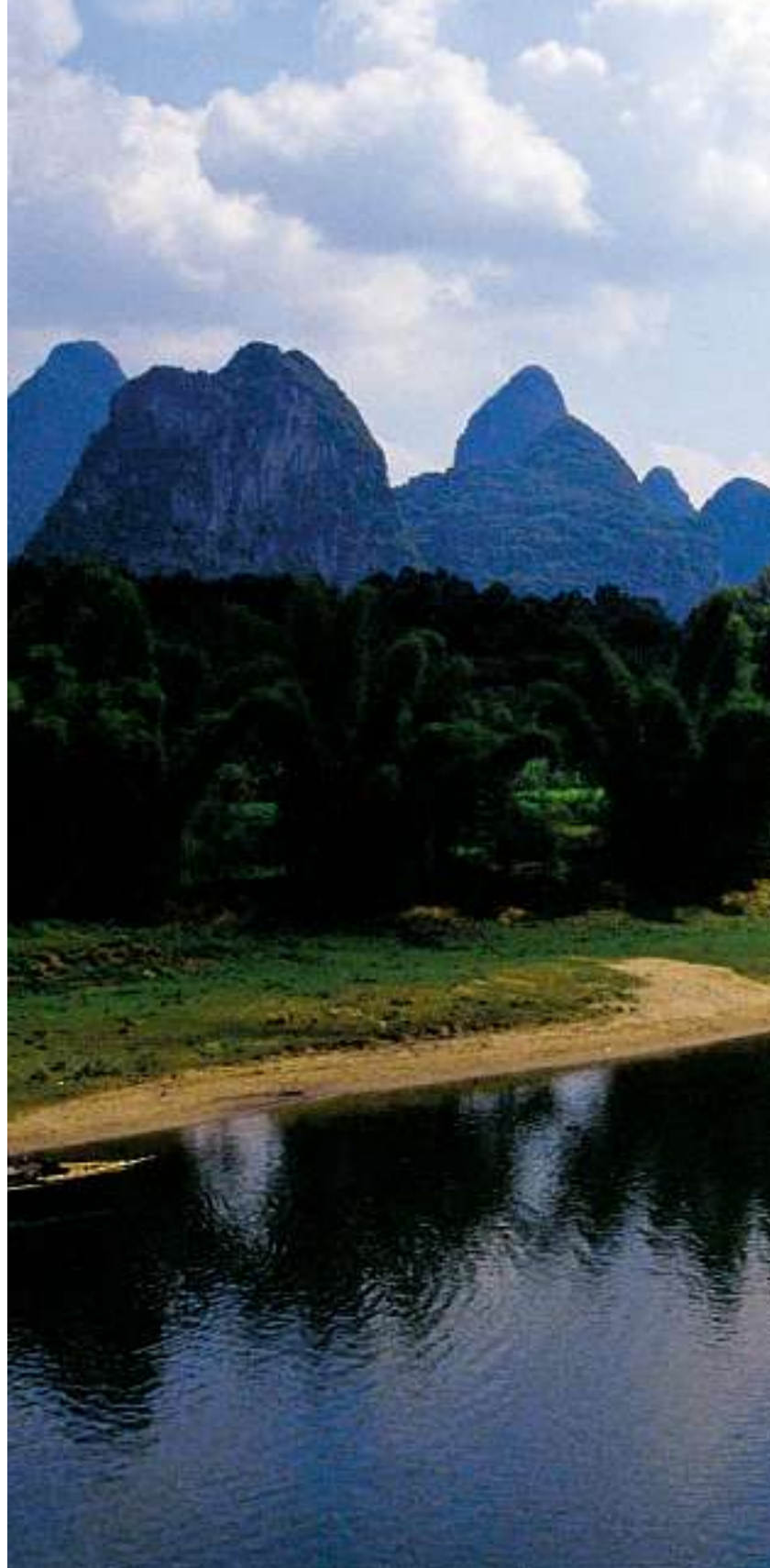
Das poröse Verdeck des betagten Fahrzeugs ist der Nässe nicht gewachsen. Überall bahnen sich Rinnsale ihren Weg durch die Pläne. Die Wolken hängen so tief, dass sie uns als kaltnasser Nebel die Sicht auf die Täler nehmen. Fröstelnd in Regenponchos gewickelt und in die Sitze gedrückt, widmet sich jeder seinen Gedanken.

Im Provinznest Bao Lac ist Schluss. Die Piste ist nicht mehr zu befahren. Angehörige der Tay und Nung, die die Strecke mit dem Pferd begehen, berichten von Erdbeben, die ein Weiterkommen unmöglich machen. Für uns bedeutet dies ein Abdriften bis weit in den Süden und einen Umweg von mehr als 300 Kilometern, um auf befestigten Wegen hinüber nach Ha Giang zu gelangen.

Dong raucht viel zu viele filterlose Dalat – die vietnamesischen Gauloises sozusagen. Die würzig scharfe Zigarette in den Mundwinkel geklemmt, nimmt er hinter dem Lenkrad eine Haltung ein, die sich nach der jeweilige Strassenlage richtet. Witternd hat der eher kleine Vietnameser Kinn und Nase nach vorn gestreckt, als könne er bei dem Regen das nächste Schlagloch schon von weitem riechen. Dass zwei herrenlose Fahrräder am Strassenrand angeschrappt auf der Strecke bleiben und der Stand eines Imkers in sich zusammenbricht, ist bei dem Glitsch nicht zu vermeiden und wird mit asiatischem Gleichmut weggesteckt – ein Grund zum Halten ist es keinesfalls.

Am BaBe-See kann mich das übliche «we go!» nicht auf die Piste treiben. «Dong», sage ich «wir gönnen uns eine Bootsfahrt auf dem Nang-Fluss hin zum BaBe-See!» Ein guter Entschluss angesichts der Wunderwelt von versteckten Buchten, Kalksteinfelsen und Höhlen. Ba Be bedeutet so viel wie «drei Meere». Eingerahmt von Dschungel erstreckt sich der See neun Kilometer lang über drei Täler. Nguyen Quynh, der Manager des kleinen BaBe-Hotels erzählt mir, dass in den Wäldern dieses Naturparadieses noch eine Menge Affen, Warane, Bären und Tapire hausen, ja, von Tigern ist die Rede.

Freilich können wir auf unserer Flussfahrt zum See keine dieser Tiere entdecken. Dafür sind wir wie verzaubert von malerisch emporragenden Felsformationen, Myriaden von Schmetterlingen und tropischen Vögeln, Orchideen und Urwaldriesen. Es herrscht eine unglaublich friedliche Atmosphäre. Die an den Ufern ansässigen Tay und Nung, die mit riesigen Senknetzen nach Krebsen fischen, winken vorsichtig zu unserem Kahn herüber, wenn sie uns sehen. Imposant aber erscheint uns die Puong-Höhle, die das Boot verschluckt, um es dreihundert Meter weiter samt seiner Passagiere



Der Quy-Xuan Fluss bei Cao Bang fließt durch beeindruckende Kalksteinformationen. Unten: Der Russenjeep des Autors wird neugierig beäugt. – Höhle im Nang-Fluss. – Fahrer Dong genießt es, für einmal nicht am Steuer zu sitzen.



wieder auszuspucken. Als dann ein paar Sonnenstrahlen unsere Gemüter wärmen, sind die Widrigkeiten des Vortags schnell vergessen, und keiner von uns ahnt, dass es schon bald auf dem weiteren Weg in die abgelegenen Regionen Schwierigkeiten geben wird.

In Ha Giang jedenfalls darf ich die nähere Umgebung des Gasthauses nicht mehr verlassen. Immer dann, wenn ich eine unsichtbare Linie im Umkreis von einhundert Metern überschreite, werde ich von dubiosen Motorradfahrern abgefangen, die mir freundlich aber unmissverständlich signalisieren, dass es besser sei, in meine Unterkunft, eine Art Stundenhotel, zurückzukehren. Dong macht mir klar, dass es hier um die Höhe des Wegegeldes geht, das ich zahlen soll, um Don Van, den wohl bizarrsten Ort Vietnams zu erreichen. Als mir der Vietnameser ernst und mit ausgestrecktem Finger eine imaginäre Pistole an die Schläfen hält und durch die Lippen zischt, weiss ich, dass mit den Jungs da draussen nicht zu spassen ist.

Es sind die Provinzfürsten, die, uneingeschränkt und weit weg von der Zentralregierung in Hanoi, ihr Unwesen treiben. Dong kostet es eine Unzahl nervös gerauchter Zigaretten und mich mit 10 US-Dollar ein eher bescheidenes Entgelt für den grossen Auftritt der lokalen Mafia und den Eintritt in ein vom Tourismus noch vollkommen unberührtes Gebiet. Nach zwei ungewissen Tagen dürfen wir uns endlich mit dem Auto vortasten in eine unüberblickbare Welt aus Kalksteinbergen, versteckten Tälern, tiefen Schluchten und Nadelwäldern. Über die vielen Hanfpflanzungen, die von den Angehörigen der unterschiedlichen Bergvölker ganz ungeniert unweit der Naturstrasse bestellt werden, staune ich nicht schlecht.

Bergvölker-Kaleidoskop

Es sind Menschen der Volksgruppen Tay, Lolo, Nung, Zhao und Hmong, die in der Gegend leben und jeden Sonntag auf dem Markt von Don Van zusammenströmen. Manche von ihnen sind tagelang zu Fuss, auf Maultieren und Wasserbüffeln unterwegs, um ihre Produkte einzutauschen. Viele von ihnen kommen aus entlegenen Bergtälern und betrachten mich mehr mit Scheu als mit unverhohlener Neugier, denn einen Europäer haben die meisten von ihnen noch nie gesehen. Dass ich mit meiner Kamera in dampfende Suppenküchen schaue, Bauern beim Tabaktest durch die Linse beobachte, Porträts von herausgeputzten Mädchen mache und bunt bestickte Blusen, Schärpen und Bordüren ablichte, scheint niemanden auch nur im Geringsten zu stören – denn keiner der Bergbauern scheint auch nur im Entferntesten zu ahnen, was ich mit dem schwarzen Kasten da so mache.

Produkte, die üblicherweise auf asiatischen Märkten verhökert werden, gibt es in Don Van nicht: Plastikkämmen, Spiegel, Nagelknipser, Kochgerät... sucht man hier vergebens. Von den Stoffen bis hin zum Schnaps – in Don Van ist alles garantiert selbst gemacht, biologisch rein und natürlich.

Die Märkte, die wir auf unserem weiteren Weg nach Osten besuchen, unterscheiden sich vor allem in den Farben – während im summenden Schwarm der Marktbesucher von Don Van das kräftige Grün der Hmong-Trachten dominiert, sind es im Gewimmel des Marktes von Hoang Su Phi die glänzend schwarzen Faltenröcke der Lolo und im Treiben des Marktes von Can Cau die farbenprächtigen Stickereien der Red-Hmong.

Jeder Markt für sich ist ein Fest fürs Auge und bringt das Fotomaterial ans Ende seiner Kapazitäten. Dong indes sammelt Früchte und kuriose Gemüse, und er schwört auf die Naturmedizin, die er mehr oder weniger konspirativ auf den Märkten erwirbt. Im Heck unseres Wagens sammeln sich Flaschen mit Wundermitteln. Die in Schnaps eingelegten Hornissen beispielsweise sollen bei Gelenkschmerzen helfen und die in bräunlicher Flüssigkeit konservierten Schlangen den Blutdruck senken. Wie seinen Augapfel aber hütet Dong eine eineinhalb Liter fassende Plastikflasche. In ihr dümpeln in hochprozentigem, blassem Reisschnaps seltsame Pilze. Noch drei Wochen, dann sei es soweit: Die Wirkung des Aphrodisiakums versucht er mir schelmisch grinsend mit «vely vely Bamboo» zu beschreiben.

Oben: Erntezeit bei den Red Hmong: Die Reispflanzen-Büschel werden gegen den Trog geschlagen, bis die Reiskörner abfallen. – Gemüseverkauf am Strassenrand. Unten links: Tay-Mädchen am BaBe-See. Unten rechts: Ein Dorf des Tay-Volks.





Höhenkurort Sa Pa

So zuckeln wir hinauf nach Sa Pa, dem touristischsten Ort der Reise, um nach tausend Kilometern Schlamm- und Schlaglochpiste unseren malträtierten Gliedern eine Pause zu gönnen. Le Van Dong versichert mir, dass es schon Schnee gegeben habe dort oben in den Gipfeln des gewaltigen Fan Si Pan Massivs. Je höher wir uns die Serpentina nach Sa Pa hinaufschrauben, umso phantastischer wird die Aussicht auf gewaltige Gebirgszüge, die schon die Franzosen beeindruckten.

In Erinnerung an ihre Heimat, nannten die Kolonialherren das Gebiet um Sa Pa denn auch «Tonkin'sche Alpen» und begannen in den 30er Jahren, das Dorf selbst zu einem Höhenluftkurort auszubauen. Am Fusse des Fan Si Pan, mit 3143 Metern dem höchsten Berg Vietnams, bauten die Franzosen über hundert Villen, Hotels, Tennisplätze und natürlich eine Kirche. Das «mitteleuropäische» Klima, die alpine Landschaft, Gemüse- und Obstgärten waren offenbar eine Wohltat für die heimwehkranken Kolonialisten.

Hier werden wir ein paar Tage bleiben, Geld tauschen, Reifen wechseln und die Doppeltanks und Kanister mit Diesel füllen, bevor wir uns aufmachen zum zweiten Teil der Strecke, entlang der laotischen Grenze durch den «Wilden Westen» Vietnams.

Auf meinen Wanderungen rund um Sa Pa bin ich selten allein. Immer wieder treffe ich auf Grüppchen von Stammesangehörigen, die bei der Bestellung ihrer Felder nicht selten alte Volkslieder anstimmen oder heiter schwatzend mit kunstvoll geflochtenen Rattankörben auf dem Rücken ihren Dörfern zustreben.

Sehr selbstbewusst erscheinen mir die Black-Hmong, die allen Bekehrungsversuchen jesuitischer Missionare widerstanden und, wie andere Stämme auch, Geisterverehrung, animistische Riten und Totemglauben praktizieren. Die Franzosen gaben ihnen den Namen «Man Meo», was «wilde Katze» bedeutet. Eine Allegorie für die Unbehörbarkeit dieses Volkes und dessen Behändigkeit auch im hohen Gebirge. Sicher war das auch ein Grund, warum die Amerikaner während des Vietnamkrieges gerade die Hmong anwarben, um die US-Truppen zu versorgen und Anschläge auf den Ho-Chi-Minh-Pfad zu unternehmen.

Die Hmong-Mädchen, die auf ihrem Weg zum Markt, zur Feldarbeit oder in das nächste Dorf unterwegs sind, barfuss, bekleidet mit Turban und Stulpen, gesellen sich gern zu mir. Mit ihrer frischen Art, ihrem freundlichen Wesen und ihrer unglaublichen Höflichkeit können sie einen Europäer direkt beschämen.

Sue, das Hmong-Mädchen

Sue ist eine dieser jungen Frauen. Ich traf sie schon bei meiner ersten Tour in die Berge vor fünf Jahren. Ich werde nie vergessen, wie die zierliche Hmong bei der ersten Begegnung ein grosses Packpferd hinter sich herzog und recht selbstbewusst in einfachem Englisch mit dem Fremden plauderte, der ihr so begegnet war. Sie stellte mir unendlich viele Fragen, bis wir ihr Dorf Sin Chai erreichten. Stolz führte sie mich herum, zeigte mir Fischteiche und Wassermühle und die riesigen Bottiche, in denen die Hmong ihre Kleidung mit Indigo färben.

In der Hoffnung, Sue wieder zu treffen, wandere ich jetzt in das Dorf, das sie mir damals zeigte. Wie schon vor fünf Jahren bin ich fasziniert von der betörenden Landschaft, der Kulisse der über 3000 Meter hohen Hoang Lien Gebirgskette, den Reisterrassen, den angelegten Gärten, den Wiesen und Obstplantagen, den donnernden Wasserfällen und reissenden Gebirgsbächen, die man auf schwankenden Hängebrücken überwinden muss, um in die kleine Siedlung zu gelangen.

Wie in anderen Dörfern auch, ist die bäuerliche Gemeinschaft in Sin Chai noch intakt und genau geregelt. Die Männer, die gerade gemeinsam einen neuen Reisspeicher errichten und bei meinem Anblick ihre Arbeit unterbrechen, sind zuständig für den Hausbau, für das Pflügen der Felder und das Dreschen des Getreides. Sie sind leidenschaftli-



Links (von oben): Schwankende Hängebrücke bei Coc Ly. – Black Hmong bei der Feldarbeit. – Aderlass und Gastfreundschaft: Die Heilerin ritzt die Arme der Kranken. Rechts: Reisterrassen bei Sa Pa. – Mädchen vom Stamm der Man.



che Jäger. Die Aufgabe der Frauen, die ich nach Sue befrage, ist es zu pflanzen und zu ernten oder die Kleider, die sie aus selbst hergestellten Hanf- oder Baumwollfasern weben, einzufärben. Selbst die Kleinsten, die mich aufgeregt zu Sues bescheidener Hütte geleiten, haben feste Pflichten. Sie hüten die kostbaren Wasserbüffel und helfen bei allerhand leichteren Hausarbeiten.

Unser Wiedersehen ist rührend und traurig zugleich. Der Familienclan ist zusammengelassen, um die guten und bösen Geister zu beschwören. Ein Schamane unterhält sich singend mit den unsichtbaren Wesen, denn Sues Mutter ist schwer krank. Sie ist schwach und leidet sichtlich unter heftigen Schmerzen in der Brust. Als Opfer für die bösen Dämonen wird ein Ferkel geschlachtet und das Fleisch an die offene Tür der Hütte gestellt, damit die unseligen Kräfte das Haus verlassen.

Während des Rituals wird Sues Mutter zur Ader gelassen. Mit der Rasierklinge ritzt eine Heilerin die Arme der Kranken und lässt den «verdorbenen Saft des Lebens» in eine Schale laufen. Ich für meinen Teil spende eine Packung Aspirin und hoffe, so wenigstens einen bescheidenen Teil zur Genesung beizutragen.

Zwischen all dem aufgeregten Hin und Her erzählt mir Sue, dass sie schon vor einem Jahr nach der Erntezeit geheiratet habe. Den jungen Mann an ihrer Seite habe sie selbst gewählt, was bei den Hmong nicht selbstverständlich ist. Bei dem Wort «love» lacht Sue verschämt und erklärt schnell, dass ihr Bräutigam sie, wie zu solchen Anlässen üblich, zum Schein entführte. Schweinefleisch, Alkohol und etwas Geld musste seine Familie als Wiedergutmachung bezahlen, bevor die Ehe gültig war. Erst jetzt zeigt sie mir ihr Kind, ein drei Monate altes Mädchen, das den ganzen Trubel zu verschlafen scheint.

Zum anschließenden «Bankett» in der ärmlichen Hütte bin ich wie selbstverständlich eingeladen. Zusammen verspeisen wir auf wackeligen Hockerchen das gekochte Ferkelfleisch mit etwas Reis. Die Hmong, so sagt mir Sue, verstehen es als gutes Omen, dass ich ausgerechnet an solch einem Tag in ihre Hütte gekommen bin. Die Gastfreundschaft, die mir die Familie trotz der schwierigen Lebensumstände entgegenbringt, begegnet mir häufig auf meiner Reise. Die «Moi», die Wilden, wie die Völker des Nordens von den Tieflandvietnamesen oft genannt werden, sind bezaubernde Menschen. Sie pflegen Freundschaften und verachten Rücksichtslosigkeit, Heuchelei und Lüge.

Am Morgen der Abfahrt in Sa Pa überrascht Sue mich vor der kleinen Pension. Fünf Stunden ist sie marschiert, um mir «Adieu» zu sagen. Sie überreicht mir einen Korb mit Äpfeln für die weite Fahrt nach Deutschland, «dort hinter den Bergen». Ich sehe sie unserem Auto nachwinken – dann verliere ich das Hmong-Mädchen aus den Augen.

Trotz des bewegenden Abschieds bin ich reiselustig, denn Dong hat mich neugierig gemacht auf den «Highway Number One», wie er die Strasse nach Dien Bien Phu bezeichnet. «Highway» meint nicht «Schnellstrasse» im üblichen Sinne, denn «Highways» sind für Dong alle Strassen, egal in welchem Zustand sie sich befinden – und diese Strasse gehört zu den schlechtesten. «Number One» dagegen steht bei Dong für Spitzenqualität an landschaftlichen Reizen, die der Weg bietet.

Leben und Tod am Schwarzen Fluss

Der 1900 Meter hohe Than-Thon-Pass bildet die Wetterscheide. Der nasskalte Morgennebel von Sapa bleibt in den Bergen hängen – vor uns liegt der wilde Westen Vietnams mit feuchter Tropenhitze und Moskitoschwärmen.

Die nächsten 600 Kilometer quer durch die Provinz Lai Chau werden zum härtesten Ritt. Aber wer würde schon das Handtuch werfen bei einer Landschaft aus gewaltigen Schluchten mit reissenden Flüssen, Nebelwäldern, dichten Dschungeln und Bergpässen, die wir über den Wolken überwinden, als würden wir fliegen.

Von Lai Chau sagt man, dass es die am dünnsten besiedelte Provinz Vietnams sei – und zuweilen unberechenbar. Dinh Chi Ha er-

Links (von oben): Der Autor fragt nach dem Weg. – Raucher der traditionellen Bambuspfeife. – Xinh Mun-Frauen in Lai Chau bei der Arbeit. – Nung-Frau beim Pflügen. Rechts: Flower Hmong-Kinder. – Landschaft bei Cao Bang.





innert sich an die Katastrophe im April 1987, als ein Felssturz den brodelnden Song Da am Oberlauf blockierte. Damals sammelte sich das Wasser in den tiefen Schluchten des mächtigen Da. «Man hatte uns gewarnt, aber keiner hat geglaubt, dass es so schrecklich werden würde.» Es war Nacht als der aufgestaute «Schwarze Fluss» den Damm durchbrach und in einer gigantischen Flutwelle in das Tal raste. «Alles riss er mit sich: Meine Stadt, die Häuser, das Vieh, die Menschen, Freunde und Verwandte.» Dinh Chi Ha, damals noch ein Schulmädchen, wird das Tosen, in dem die Kleinstadt Lai Chau mit ihren 20000 Einwohnern unterging, wohl nie vergessen. Wie zwei Dutzend andere Menschen hatte auch sie das Glück, auf einer Anhöhe zu wohnen und zu überleben.

Die von China und Laos eingerahmte Grenzregion Lai Chau ist ungezähmt und gerät auch dann in die Schlagzeilen, wenn in den Regenwäldern ein ausgestorben geglaubtes Tier wiederentdeckt wird oder Bauern verwesene Gebeine verschollener amerikanischer Soldaten aus dem Erdreich graben.

Wir treffen auf Thai, Mong, Giay, Black Dao und Lu, die entlang der Route manchmal bis weit hinauf in das Gebirge in schmucken Dörfern siedeln. Noch sind die Dorfstrukturen in dieser Gegend nicht gestört. In den «ban», den Häusern auf Stelzen, herrscht fröhliches Sippenleben. Bei meinen Besuchen in den Dörfern zeigt man mir gern die Seidenraupen, die insbesondere von den Lu gezüchtet werden. Schnaps aus eingelegten Schlangen und gebratener Hund sind kulinarische Köstlichkeiten, die ich, angeboten von gastfreundlichen Menschen, zumindest vorsichtig probiere. Hat man sich an mich gewöhnt, wird die Dau So Lo, eine Art Banjo, und das Kheu, eine überdimensionale Orgelpfeife, angestimmt. Das chinesische Kassettenradio, das irgendwie in die Hütte des Clanchefs geraten ist und dessen eingebaute Birnchen als Lightshow kitschig blinken, ist dann schnell vergessen.

Dong, mein Fahrer, leidet auf der Strecke, denn so wie für alle Vietnamesen ist ein Halt zum Mittagessen auch für ihn unbedingt zwingend. Und zwar pünktlich zwischen zwölf und eins – auch in unbewohnter Gegend. Stundenlang aber ist keine Imbissbaracke zu finden. Nirgends das sonst so typische Schild am Strassenrand, das mit der Aufschrift Com Pho (Reis und Suppe) auf bodenständige einheimische Küche aufmerksam macht. Was bleibt, sind trockene Kekse, zu viele gerauchte Zigaretten und literweise Wasser, die den Schweiß aus den Poren treiben.

Trotz der Strapazen genieße ich auf der Fahrt die alltäglichen Szenen: Dort die Schwarze Dao mit ihrem riesigen Turban auf dem Wasserbüffel reitend, die Jäger der Lu, die mir stolz ihren geschossenen Dachs präsentieren und mir zuliebe eine Ladung Schrot mit dem Vorderlader donnernd in den Himmel knallen. Kinder der Thai, die barfuss und ausgerüstet mit selbst geflochtenen Reusen zum Fischfang trippeln, Frauen der Xinh Mun, die Holzbündel wie überdimensionale Baguettes in die Dörfer tragen, eifrig schwatzend. Viele der 53 ethnischen Minderheiten Vietnams bevölkern die Provinz Lai Chau.

Dramatische Vergangenheit – umstrittene Zukunft

Nach so viel Landidyll erscheint mir das staubige Provinzkaff Dien Bien Phu wie eine lebendige Stadt. Es ist der geschichtsträchtigste Ort der Reise. Die einstige Dschungelfestung war 1954 Schauplatz einer bedeutenden Schlacht, die einen Wendepunkt in der vietnamesischen Geschichte darstellte. Bunker, verrostetes Kriegsgerät und liegen gebliebene Panzer erinnern mich überall im Tal von Dien Bien Phu an vergangene dramatischen Ereignisse.

Der französische Oberbefehlshaber Navarre hatte das strategisch bedeutende Tal zu einer Festung ausgebaut, im guten Glauben, für die Volksarmee der Vietnamesen unbezwingbar zu sein. Doch dem General Vo Nguyen Giap gelang das Unmögliche.

Bauer Nieng, aus dem Dorf Ban Dao erzählt mir im besten Französisch von den unglaublichen Strapazen, unter denen seine Partisanen mit Hilfe der Bergstämme schweres Kriegsgerät über Hunder-



Lachende Frauen- und Kindergesichter verschiedener Volksgruppen. Allen gemeinsam ist die Neugierde und Offenheit, mit der sie den Fremden begegnen – und ihre Lust an bunten Farben und prachtvollem Schmuck.



te von Kilometern durch den Dschungel schleppen. «Gleichzeitig gruben sich einige unserer Leute unterirdisch an das Hauptquartier der Franzosen heran und jagten die Bastion nach zwei Monaten Belagerung in die Luft.» Bauer Nieng wird den 6. Mai 1954 wohl nie vergessen. Die französischen Truppen kapitulierten, die Kolonialherrschaft war beendet. Dass auch deutsche Söldner für die zweifelhafte Sache der Franzosen ihr Leben liessen, sei nur am Rande erwähnt. Bauer Nieng jedenfalls ist nicht nachtragend – mit dem Duc, dem Deutschen, der so unvermittelt in seinen Alltag schneite, schmaucht er gerne seine Bambuspfeife und singt, von einer Dau So Lo-Gitarre begleitet, Lieder von heroischen Zeiten.

Nach so viel Geschichte bleibt in dem Provinznest nur noch der Markt als Zeitvertreib. Dass zwischen den Ständen auch seltene Tiere wie Adler, Stachelschweine, Affen oder Kragenbären, in mistigen Käfigen versteckt, verscherbelt werden, scheint niemanden zu stören. Häute, Schnäbel, Geweihe, Federn, Hufe und Schwänze von seltenen Tieren werden gar als Souvenirs feilgeboten.

Weit schlimmer als dieser Frevel an der Natur aber wiegt für mich der Plan der Regierung, einen Staudamm zu errichten. In Son La will man dem Song Da, dem Schwarzen Fluss, den Weg abschneiden. Das gestaute Wasser würde einen See bilden, der einen grossen Teil der Provinz Lai Chau unter Wasser setzt, bis hinauf nach Phong Tho – mit zirka achttausend Quadratkilometern ein ungeheuer grosses Gebiet. Die einmalige Naturlandschaft und die Heimat der Ethnien mit ihrer einzigartigen Kultur wären für immer verloren. Während ich mich über solch einen Frevel entsetze, zeigt sich Dong dem Fortschrittsglauben verfallen: «Vietnam braucht den Staudamm, braucht Energie, um wirtschaftlich stark zu sein. Ist erst die Bergregion entwickelt, werden uns die Chinesen wohl kaum noch überfallen.»

Und die Kultur der Bergvölker? Über ihre ungewisse Zukunft kann mir Dong keine Antwort geben. Sicher wird die Moderne Eingang in ihre Dörfer finden. Im Ethnologischen Museum von Hanoi aber wird man fleissig Exponate sammeln und die Trachten der «moi», der Wilden, in Souvenirshops an Touristen verscherbeln.

joerg.kersten1@freenet.de

R E I S E T I P P S

Anreise: Flüge nach Hanoi sind meist via Bangkok, Ho Chi Minh City oder Paris.

Visum: Muss im Voraus eingeholt werden. The Embassy of Vietnam in Bern, Schöllslistr. 26, 3008 Bern, Tel. +41 31 388 78 78, www.vietnam-embassy.ch

Rundreise: Bei der Routenplanung sollte man flexibel sein, denn ein Wetterschwung im Gebirge kann festgesteckte Pläne schnell zunichte machen. In den Wintermonaten kann es empfindlich kalt werden. In Höhenlagen muss gelegentlich mit Frost oder gar etwas Schnee gerechnet werden. Ein Gästehaus findet man in jeder grösseren Ortschaft; grossen Komfort darf man allerdings nicht erwarten.

Geld: Ausser in Sa Pa besteht kaum die Möglichkeit, Geld zu wechseln. Der Währungskurs ist hier weit geringer als in Hanoi. Man sollte daher für die ganze Tour genug Geld gewechselt haben.

Bergvölker: Sehr informativ ist das Vietnam Museum of Ethnology in Hanoi. Die gut sortierte Sammlung gibt einen Einblick in die unterschiedlichen Kulturen der verschiedenen ethnischen Minoritäten in Vietnam. Der Besuch des Museums ist ideal zur Vor- oder Nachbereitung der Tour. Adresse: Nguyen Van Huyen, Q. Cau Giay-Hanoi, Tel. 7562193, Fax 8360351. Geöffnet tägl. 8.30 bis 11.30 Uhr und 13.30 bis 16.30 Uhr. Montags geschlossen.

Literatur:

- Ethnic Minorities in Vietnam, The Gioi Verlag, Hanoi (erhältlich in Hanoi).
- Reisehandbuch «Vietnam» vom Verlag Reise Know-How, 8. Auflage 2006, 648 Seiten, Fr. 39.50, ISBN 978-3-8317-1478-0.

